

Finale

O-Ton

«Melancholie heisst für mich auch Versöhnung mit dem Unperfekten.»

Pipilotti Rist

Im Stream

Souveräner spottet keiner

«Curb Your Enthusiasm» Darf man einen Hund fett nennen? Scheinbar keine grosse philosophische Frage. Doch wenn sie Larry David in «Curb Your Enthusiasm» stellt, ist es zumindest grosse Komik. Nun geht die vielleicht lustigste Comedyserie der Gegenwart in die letzte Staffel. Der «Seinfeld»-Macher spielt in der Serie sich selbst, also einen steinreichen TV-Produzenten, der sich aus dem Berufsleben zurückgezogen hat und tagsüber nicht allzu viel tut – ausser den Mitmenschen auf die Nerven zu gehen. Wenn jemand unberechtigt den Behindertenparkplatz benutzt, zieht er seinen Furor auf sich. Genauso wie der Wettermoderator, den er verdächtigt, wider besseres Wissen Regen anzusagen, damit er den Golfplatz für sich hat. (phz)

Auf Sky Show (englisch)

Auf der Jagd nach Lincolns Mörder

«Manhunt» 1865: Vor wenigen Tagen haben die Südstaaten, die sich in ihrer Konföderation gegen die Nordstaaten wandten, kapituliert, der Bürgerkrieg ist beendet. Präsident Lincoln hat die Sklaven für befreit erklärt, ihnen das Wahlrecht zugesagt. Am Abend des 14. April geht er mit seiner Frau in Ford's Theatre, dort wird er in seiner Loge erschossen. Der Täter ist John Wilkes Booth, ein Schauspieler, der mit dieser Tat unsterblichen Ruhm erringen will. Die sieben-teilige historische True-Crime-Serie zeigt die Jagd nach Booth, der sich mit seinem Freund David nach Virginia durchschlagen kann. (SZ)

Auf Apple TV

Tagestipp



Lebensgeschichte auf den Tisch

«Die Anhörung» Im Film von Lisa Gerig spielen vier abgewiesene Asylbewerberinnen und Asylbewerber die Anhörung, die zum negativen Entscheid geführt hat, nochmals durch. Später im Film werden die Machtverhältnisse umgekehrt: Die Rollen werden getauscht, die Interviewenden des Staatssekretariats für Migration (SEM) haben die Fragen der Asylbewerberinnen zu beantworten. (mfe)

Kellerkino, Bern. Montag, 20. März, 20.30 Uhr

Im Museum des besseren Lebens

Architekturkolumne «Baustelle» Wer in Muri wohnt und an Bümpliz denkt, den schüttelt das Grauen. Wäre er weniger hochnäsig, würde er auf einer Stadtwanderung einiges entdecken.

Benedikt Loderer

Bümpliz, behauptet der Volksmund, ist scheusslich. Wer in Muri wohnt, den schüttelt das Grauen. Wäre dieser Muriger weniger hochnäsig, so würde er einmal eine Stadtwanderung machen und Bümpliz genauer ansehen.

Ist er nicht vernagelt, so entdeckt er dort ein Museum im Massstab eins zu eins, das Museum des besseren Lebens.

Im ersten Saal dieses Museums wird die Frühgeschichte ausgestellt. Das Biengut, ein stattliches Bauernhaus gleich neben der Kirche, vertritt das Dorf.

Ja, als Bümpliz noch eine eigene Gemeinde war, da war das bessere Leben landwirtschaftlich. Hablich, denkt sich der Muriger, er weiss, was er glaubt: Früher waren alle Bauern reich. Sie hatten riesige Häuser.

Der zweite Saal ist ganz hinten und ist schwer zu finden. Die Siedlung Hohliebi an der Freiburgstrasse vertritt das Kleinhaus. Die intakte Familie wohnt nicht mehr in einer Mietskaserne, sondern im Hüslü mit Garten.

Der Platz ist zwar knapp, doch das Glück nimmt seinen Lauf. Ab 1950 ist das bessere Leben nicht länger proletarisch, sondern kleinstädtisch. Mittelstand für alle war das politische Programm.

Wonen des Wohnblocks

Im dritten Saal findet der Muriger den Subventionsblock, ein drei-, höchstens viergeschossiges Gebäude ohne Lift, mit Satteldach, Klappläden und Blumenfenstern an den Querfassaden.

Im Stöckacker gibt es einige davon. Sie gehorchen den Subventionsvorschriften der Fünfzigerjahre, was Zweispänner heisst: links und rechts vom Treppenhaus je eine Wohnung.

Das bessere Leben haust nun im Wohnblock, ausgerüstet mit



Sternstunden im Tscharnergut: Das bessere Leben sieht verschieden aus, je nachdem, ob man es von innen oder aussen beurteilt. Foto: Adrian Moser

Bad, Einbauküche, Zentralheizung und Waschmaschine im Keller.

Im vierten Saal, dem Prunkstück des Museums, sind die grands Ensembles ausgestellt, allen voran das Tscharnergut. Der Mensch braucht mehr als nur eine Wohnung, er hat Gemeinschaft nötig. Wie früher im Dorf findet man im Tscharni alles, was man zum besseren Leben nötig hat.

Das Wohnen im Park, die Schule, den Kindergarten, die Läden, den Kleintierzoo, die Freizeitwerkstatt, kurz, wer dort

wohnt, ist autonom, muss die Siedlung gar nicht mehr verlassen.

Das bessere Leben hat unterdessen zwei wichtige Einkäufe gemacht: den Lift und das Auto. Der Lift erlaubt Hoch- und Scheibenhäuser, das Auto braucht eine Tiefgarage.

Der Muriger schüttelt sich, er könnte dort nicht wohnen. Der Tscharnergütler hingegen ist zufrieden, er wohnt schon seit dreissig Jahren hier. Das bessere Leben sieht ganz verschieden aus, je nachdem, ob man es von innen oder aussen beurteilt.

Am Schluss geht der Muriger noch in den fünften Saal, wo das kritische Wohnen vorgestellt wird. Gezeigt wird die Siedlung Burgunder, die erste autofreie überhaupt.

Autoablass erleichtert

Alles ist da: das zweite Bad, der Steamer, der zimmergrosse Balkon, 50 Quadratmeter Wohnfläche pro Nase.

Der Mensch ist Konsument von Beruf, er geniesst seinen Wohlstand. Doch unterdessen hat das bessere Leben ein schlechtes Gewissen. Der Fuss-

abdruck drückt. Der Autoablass erleichtert.

So hat auf seiner Bümpliz-Wanderung der Muriger das Museum des besseren Lebens besucht. Er kann nun zufrieden wieder heimzu ins grosse Einfamilienhaus mit Pool und Garage. Noch ist sein eigenes Leben von keinem Zweifel angekränkelt. Frage: Ist das Verdrängen das bessere Leben?

Der Architekt Benedikt Loderer ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistentams und lebt als Stadtwanderer in Biel.

Wie Hollywood die Sprachen verhunzt

Kino Italo-Englisch in «Ferrari»: Stars aus aller Welt spielen Italiener und sprechen dabei möglichst schlecht Englisch.

Irgendwann zwischen der Erfindung der Nouvelle Vague und der Gegenwart hat sich die Forderung ans Kino eingebürgert, es müsse die Welt so abbilden, wie sie sei. In Hollywood, wo man mit der Wirklichkeit von Anfang an auf Kriegsfuss stand, gelten inzwischen eherne Regeln, wer was spielen und wer keinesfalls beleidigt werden darf. Es scheint aber Ausnahmen zu geben – mit Italienern etwa darf man nach wie vor alles machen.

Man kann das gerade wieder in der neuen Filmbiografie «Ferrari» bewundern. Der US-Star Adam Driver spielt die italienische Legende Enzo Ferrari in den Fünfzigerjahren, zerrieben zwischen Rennfahrerei, Autos bauen und zwei Frauen, die wiederum von Penélope Cruz (Spanien) und Shailene Woodley (USA) verkörpert werden.

Michael Mann hat den Film inszeniert, und er hat das an

manchen Stellen meisterlich gemacht – beispielsweise, wenn er mit ein paar Pinselstrichen etabliert, dass Enzo die eine Frau mehr liebt, die andere aber mehr braucht. Auf der Tonspur aber hat die Suche nach Authentizität seltsame Blüten getrieben. Wenn sich Shailene Woodley und Adam Driver streiten, klingt das, als hätten die Super Mario Brothers Zoff: unfreiwillig komisch.

Immer den Amerikanern den Weg erklären

Driver ist in dieser Hinsicht Wiederholungstäter. Ridley Scotts «House of Gucci» (2021) widmete sich einer anderen italienischen Legende, und auch darin haben sich Driver und Jared Leto gegenseitig als alberne Italiener-im-Ausland-Imitatoren überboten, ein Wettstreit, aus dem Leto klar als Sieger hervorging. Menschen in aller Welt, so glaubt man offensichtlich noch immer in Holly-

wood, reden auch untereinander so, als müssten sie immerfort Amerikanern den Weg erklären.

Opfer sind nicht nur die Italiener. Kein Geringerer als Daniel Day-Lewis spielte in der (ansonsten wunderbaren) Verfilmung von Milan Kunderas «Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins» (1988) den Tschechen Tomas auf Englisch mit osteuropäischem Akzent. Vielleicht aus Solidarität mit seinen Co-Stars, der Französin Juliette Binoche und der Schwedin Lena Olin, die ein akzentfreies Englisch womöglich nicht hinbekommen hätten.

Eine wahre Lachnummer hat Kathryn Bigelow 2002 aus ihrem U-Boot-Thriller «K-19» gemacht: Es ging um reale Ereignisse, technische Probleme auf einem sowjetischen Atom-U-Boot, die nicht nur zum Tod der Besatzung führen könnten, sondern zu einer nuklearen Katastrophe. Den ganzen Film sind da Russen unter

Wasser, unter sich. Und was sprechen die? Englisch mit Akzent.

Der noch sehr junge Peter Sarsgaard berichtet seinem Kommandeur Harrison Ford mit rollendem R, und der antwortet «Ssssolf ssis», was wohl heissen soll: Finde eine Lösung – auch wenn wir Amerikaner mit schlechten russischen Akzenten sind. Der Film floppte gewaltig, und über das Herumgerusse machte sich sogar Harrison Ford selber lustig.

Billy Wilder war in «Avanti!» klüger

In Hollywood waren manche Meister auch klüger. In Billy Wilders Komödie «Avanti!» versucht Jack Lemmon, auf Ischia eine Ausfuhrgenehmigung für die Leiche seines Vaters zu bekommen, was nicht ganz einfach ist. Der Film ist von 1972 – aber die Italiener darin sprechen untereinander Italienisch, und

wenn sie das tun, versteht Jack Lemmon eben: niente.

Dass seine neuen Landsleute ein gestörtes Verhältnis zu Fremdsprachen haben, war dem gebürtigen Österreicher Wilder bewusst. In «Avanti!» eilt ein befreundeter Diplomat Jack Lemmon zu Hilfe und seufzt: «Es ist schlimm genug, dass diese Ausländer alle fremde Sprachen sprechen – aber könnten sie nicht wenigstens alle dieselbe fremde Sprache sprechen?»

So sieht sie wohl tatsächlich aus, die amerikanische Utopie der Völkerverständigung, aus der Hollywood bis heute eine Realität macht. Dort gibt es US-Englisch, das genau modulierte Englisch Grossbritanniens und seiner ehemaligen Kolonien, und dann noch eine dritte, einheitliche Weltsprache für alle anderen – Englisch mit lächerlichem Akzent.

Susan Vahabzadeh